

Mittwoch, 20. September 1944

FEUILLETON

Romanik und Gotik

Von Otto Flake
(Schluß aus Nr. 257)

Für die Geschlossenheit des Geistes der Romanik hat Drost die glücklichsten Ausdrücke gefunden. „Wie die glatte romanische Mauer, die nur etwa durch flache Lisenen gegliedert ist, das Einzelne negiert, so wird insgesamt das Einzelne in den Gesamtbegriff eingeebnet. Kein Teil darf übermäßig ausladen, sich absondern und verselbständigen. Sein Charakter als stereometrisches Gebilde bleibt gewahrt. Das gedrungene, festungsartig Trutzige kommt so zustande. Der Innenraum ist keine Fortsetzung des Weges, der von draußen herinführt.“ Wenn der Dom sich auf den eintrudelnden Menschen einstellt, so würde er aus einer streng objektiven Seinsordnung heraustreten. „Der bewußte Einzelmensch hat in der Begriffsmetaphysik keinen Platz. So ist es ganz folgerichtig, daß der romanische Dom Monumentalportal und Schauseite nicht besonders ausbildet.“ Im Grunde darf man weder von Vorder- noch Rückseite sprechen; ein Sein hat keine Ansicht oder unendlich viele.

Die Raunteile haben nichts mit der modernen, perspektivischen Auffassung des Raumes zu tun. Darzustellen wird ein endliches Weltbild — bezogen auf die Unendlichkeit des Seins. Der romanische Dom ist unaufsteiglich; die Gefühle des Menschen sind kollektive Erlebnisse von objektiven Mächten. So welt Drost. Der von ihm enggezogene Begriff des Unaufsteiglichen legt eine Überlegung nahe. Noch heute spricht den Deutschen die Romanik mehr als jeden anderen Europäer an. Sie ist der Stil der ersten großen

Kölnische Zeitung

Wagemut und diesen durch eine Differenzierung des Fühlens oder Wollens, das heißt der geistigen Lage, zu erklären. Der technische Gesichtspunkt und die Deutung aus dem Geistigen stoßen hier zusammen, eine volle Einigung wird es nie geben.

Drost setzt auseinander, wie die Einzelteile in der Gotik aus dem Verband herausgezogen werden, ihn also sprengen. Das Einzelne wird für den Menschen zunehmend wichtiger, er selbst gewinnt an Eigenwilligkeit, an Individualismus, und damit ist die Maßlosigkeit, ist das Fastische da.

Vom geschlossenen Kubus der romanischen Kunst kann keine Rede mehr sein. „Das Querhaus bringt nur Bereicherung ohne gruppierende Kraft, und es bildet für sich eine besondere Schauseite aus.“ In der Gotik entzieht sich die Kirche der Turm dem Langhaus.

„Die Kirche rechnet mit dem bestimmten Standort, mit dem Blickpunkt des Menschen, der sich ihr nähert.“ Wie unorganisch und herangeschoben erscheint die Fassade des Straßburger Münsters von Südosten oder Nordosten her gesehen! „Die romanische Innenorganisation ist synthetisch, planvoll zusammenbauend; die gotische analytisch unterteilt.“

Ablesen lassen sich von den gotischen Bauten „erstens der Individualismus, zweitens die neue Bewußtheit des

Vergessene Lebensläufe:

Theodor Gottlieb von Hippel der Ältere

Von Joachim Schöndorff

Als Hippels „Die unsichtbare Loge“ Jean Pauls gelesen hatte, reichte er seinem Freund Schefner das Buch mit den Worten zurück: „Er ist entweder mein Sohn, oder wir sind Brüder in der Schriftstellerei!“ Jean Paul wiederum sprach einem Lichtenberg, einem Hippel mehr und besseren Witz zu als einem ganzen französischen Jahrzehnt. Und Bogumil Götz, ein ursprünglich ostpreussischer Dichter im 19. Jahrhundert, erfaßt als eine Hippel verwandte Natur treffend das Wesen seiner Persönlichkeit: „Theodor von Hippel gehört zu den

denkenden Subjekts, drittens die Polarität, der Dualismus in der Verarbeitung der Welt.“

So führt die Beschäftigung mit den mittelalterlichen Baustilen ins Zentrum unserer heutigen Problemstellung: sie betrifft das Verhältnis zwischen Kollektivem und Individualistischem Fühlen, mithin die Rolle des Intellektuellen beim Erfassen der Welt und beim Richtungsverhalten. Wohlgemerkt, wir Heutigen nähern uns dem Mittelalter unter diesen Gesichtspunkten. Es selber erlebte und gestaltete den immanenten Zwiespalt zwischen Sein und Dasein naiver. Der Satz bei Drost: „Gegenüber der Seinsgläubigkeit war das kausale Denken in sein Recht getreten“, ist zulässig, doch muß man ihn vorsichtig behandeln.

Es ergibt sich eine Einsicht, die wert ist, ausgesprochen zu werden: ungeachtet alles Willens zur Wissenschaftlichkeit sehen wir vergangene Perioden kaum je so, wie sie sich selbst erlebten; wir betrachten sie unter dem Aspekt unserer eigenen Noie und gewinnen doch nur sehr mittelbar eine Beziehung zu ihnen.

Den Faktor Deutung hat man lange vernachlässigt. Er rückt nahe heran an den Begriff der Auslegung, die in letzter Instanz Nutzarmachung und ein mehr oder weniger pragmatisches Verhalten gegenüber der Geschichte bedeutet.

scheint Vom Elternhaus nicht mehr unterstützt — sein Vater starb hoch im selben Jahr —, nimmt er die härtesten Entbehrungen auf sich, hungert sich durch fünf Semester hindurch und hat vor seiner juristischen Schulprüfung und Verteidigung als Advokat gerade noch das Geld für eine einzige Mahlzeit in der Tasche. Mit der am 8. August 1765 erfolgten Verteidigung als Advokat am Königsberger Stadtgericht beginnt Hippels Karriere. Sein durchdringender Verstand, seine Logik, seine scharfe Sprache führen dem jungen Advokaten eine

Worte von Johann Gottfried Herder

Kein einzelner Mensch ist für sich da. Er ist in das Ganze des Geschlechts eingewebt, er ist nur Eins für die fortgehende Folge.

*
Nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter ist die Wirksamkeit und der Wert, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebaut.

*
Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde. Die man für Schwärmer hielt, haben dem menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz allen Spottes, trotz jeder Verfolgung und Verachtung drangen sie durch, und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch weiter und brachten weiter.

*
Wer sich auf himmlische Kräfte verläßt, indem er den reinigen entsagt, ist ein Tor.

Kaiser. Und man darf vermuten, daß dieses unmittelbare Verhältnis zu dieser Architektur doch darauf zurückgeht, daß gerade die deutsche Natur ausgesprochen — faustisch fühlt. Wie löst sich der Widerspruch?

Mag man unter einem bestimmten Gesichtspunkt zur Aussage kommen, daß der Mensch des romanischen Zeitalters unaufstisch empfunden habe, so enthält doch diese Haltung den Keim des Faustischen, nämlich des ewigen Widerspruches, der zwischen Sein und Erschöpfung, zwischen Idee und Form besteht.

Es ist also wohl verständlich, daß in dem Maße, wie der Mensch auf das Weltliche aufmerksam wird, auch der Zwiespalt wächst. In diesem Sinne ist die Gotik zuletzt doch die faustische Abwandlung der dem Ansehen nach so unaufstischen Romanik. Wiederrum: bei aller Gegensätzlichkeit, die sich herausarbeiten läßt, darf man das Gemeinsame nicht übersehen. Das Faustische ist als Möglichkeit mit dem Unaufstischen gegeben. Romanik und Gotik verweisen auf eine übergeordnete Potentialität, in der die Begriffe Sein und Erscheinen zusammenfallen — in der sichtbaren Welt treten sie auseinander.

*
Im Kapitel Gotik führt Drost aus, wie die Stelle der wenigen und glatten kubischen Grundformen eine Vielzahl von dünnen feinen Gliedern einnimmt: Strebe Pfeiler, Balustraden, Wimperge, Fialtürmchen, Maßwerk. „Die ruhde Form wird durch das kantige Vieleck ersetzt, die Winkel werden spitz, die Pyramiden überschlank.“

Man kann sich damit zufrieden geben, diese Veränderung aus neuen, verwickelteren Aufgaben technischer Natur abzuleiten. Aber ebenso erlaubt und noch etwas berechtigter ist, die neue Technik durch einen größeren

ter so essentiell konzentriert hat, daß fast jeder Ausspruch von ihnen den ganzen Mann bedeutet und jeder ein Kernschuß mit deutscher Ladung ist.“ In der Tat, Hippel ist ein Meister des Aphorismus, der in der deutschen Literatur einen gleichberechtigten Platz neben Lichtenberg beanspruchen darf. Die scharfgeschnittenen, geistreiche Formulierungen aller allgemeinen Wahrheit liegt deutschem Wesen nicht so wie romanischem; die großen deutschen Aphoristiker von Lichtenberg bis Nietzsche waren stets Ausnahmeseinungen. Zu ihnen zählt auch Hippel, der heimliche Aphoristiker, in dessen Schriften eine Fülle kostbarer Aphorismen ein verborgenes Leben führt.

Theodor Gottlieb Hippel wurde in Gerdaun, einem kleinen ostpreussischen Städtchen südlich von Königsberg, am 31. Januar 1741 geboren. Seine Jugend verläuft einträglich in der Enge des Elternhauses, in dem sich pietistische Frömmigkeit mit dem Zwang einer strengen Erziehung verbinden. Schon mit fünfzehn Jahren verläßt er das Elternhaus, um an der Universität in Königsberg das theologische Studium zu beginnen. Im Sommersemester 1758 hört er u. a. eine Vorlesung bei Kant über „Philosophie und Physiko-Geographie“. Im Frühjahr 1759 nimmt er im Hause des holländischen Justizrats Woyt die Stellung eines Hauslehrers an. Dort gewinnt er auch die Freundschaft eines jungen russischen Offiziers, in dessen Begleitung er bald darauf nach Petersburg geht. Die drei Wochen, die er dort verbleibt, werden zu dem größten Erlebnis seines bisherigen Lebens. Hier lernt Hippel, der bisher aus dem engsten Umkreis von Königsberg und Gerdaun nicht herausgekommen war, die große Welt kennen. Ein lockendes Angebot, in russische Militärdienste zu treten, schlägt er zwar aus und kehrt nach Königsberg zurück, aber das glänzende gesellschaftliche Leben Petersburgs hat ihm die Augen dafür geöffnet, in welche Enge ihn sein theologischer Beruf hineinklauen würde; er fühlt, daß er sich auf einem falschen Wege befindet.

In Königsberg erwartet den vollen Zukunftspläne Zurückgekehrten eine schwere Enttäuschung: Woyt ist über die monatelange Entfernung seines Hofmeisters verärgert und verzichtet auf seine weiteren Dienste. Völlig auf sich selbst angewiesen, nimmt Hippel jetzt eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie in der Umgebung von Königsberg an. Ein Jahr, vom Sommer 1761 bis zum Sommer 1762, bleibt er hier, und in dieses Jahr fällt die wohl rätselhafteste Episode in Hippels Leben: eine unglückliche Liebe, die seinen Lebensplan tief beeinflusst. Diese Liebe aber kann damals erst Tochter des Hauses, diese Tochter aber kann damals nicht echt Jahre alt gewesen sein. Vielleicht erklärt sich daraus Hippels Vorsatz, durch eine schnelle berufliche Karriere zu Reichtum und Ansehen zu gelangen um jener „Partie“ würdig zu werden — ein Vorsatz, dessen Verwirklichung ihm ja gerade bei einem so kindlichen Alter des Mädchens nicht aussichtslos erscheinen konnte. Auf jeden Fall wirft Hippel das Steuer seines Lebens nun zielbewußt herum. Mit allen Fasern seines Wesens drängt es ihn zu einem handelnden Leben, und er stützt sich mit der ihm eigenen Energie auf das juristische Studium, das ihm die alleinige Voraussetzung hierfür zu sein

zu ihm wachsende Praxis zu. Wenn Hippel am Ende seines Lebens ein Vermögen von 140 000 Talern hinterläßt, so ist dieses in erster Linie auf die Geschäfte zurückzuführen, die er als Advokat gemacht hat. Seiner Advokatur am Stadgericht folgt bald die Zulassung als Advokat beim Hofgericht. In den siebenzig Jahren wird Hippel dann in rascher Folge Kriminalrat, Stadtrat und Kriminaldirektor, bis Friedrich der Große dennoch nicht vierzigjährigen, durch seine Tüchtigkeit angefallenen Beamten als jüngsten Stadtrat des Königsberger Magistrats zum Oberbürgermeister und Polizeidirektor am dem Titel eines Kriegsrats ernannt.

Am 4. Januar 1781 wird Hippel in sein neues Amt als Oberbürgermeister der damals etwa 50 000 Einwohner zählenden Stadt eingeführt. Sein Amtsvorgänger hatte sich den Aufgaben, die ein so aufblühendes Gemeinwesen wie Königsberg stellte, in seiner fast dreißigjährigen Amtszeit immer weniger gewachsen gezeigt und Hippel ein wahres Chaos hinterlassen. Aber wie Hippel seine bisherige Laufbahn nicht nur seinen glänzenden Gaben, sondern ebenso seiner rastlosen Arbeitsverdanke, so stützt er sich jetzt mit einem geradezu fanatischen Arbeitseifer in die Aufgabe, die verlorene Stadterhaltung, die sich unter seinem Vorgänger im Beamtenkörper breitgemacht hatte, ausgetrotzt, und Ordnung, Fleiß und Pünktlichkeit ziehen in alle Amtsstuben ein. Kein Gebiet der städtischen Verwaltung entgeht einer gründlichen Reform. Es gibt nichts, was Hippel nicht selbst kontrollierte. Als Polizeidirektor ist er allgegenwärtig, und seiner Umsicht bleibt nichts verborgen, was sich in Königsberg ereignet. Als seine bedeutendste Leistung muß die Reorganisation des Feuerlöschwesens gelten.

So steht dieser erste Bürger seiner Stadt zeit seines Lebens im tätigen Wirken — und zugleich im freundschaftlichsten Verkehr und Gedankenaustausch mit allen Größen des geistigen Königsbergs, so mit Kant, mit Hamann, mit Schaffner, ein erfolgreicher Schriftsteller war ahnten zu seinen Lebzeiten nur wenige der engsten Freunde. Ängstlich hütet Hippel seine Schriftstellergeheimnisse, überzeugt, daß Schriftsteller und Staatsstätigkeit sich nicht miteinander vertragen. Hippels bedeutendster dichterisches Werk sind seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“, ihm verdankt Hippel seinen Ruf als erster namhafter deutscher Humorist und Heimatdichter. Es ist Geist des Sturmes und Dranges, wenn dieser „vielfach autobiographische Züge tragende Roman nicht in fernem wirklichen oder utopischen Ländern spielt, sondern auf dem Boden des oder ostpreussischen Heimat benachbarten Kurlandes. So mußte dieser Roman gerade in verwandte empfindenden Naturen wie Herder und Hamann ein lebhaftes Echo hervorrufen, und ohne Hippls Ursprung und Originalität der Gedanken reichten zu müssen, kann man sagen — und damit die Bedeutung von Hippels geistiger Gestalt betonen —, daß die Gedankenwelt Herders und Hamanns auch die seine war, daß die Ideen Herders und Hamanns über die Zusammenhänge von Volk, Sprache, Denken und Kultur auch Hippel zentral beschäftigten. Fünfzehn Jahre ist es Hippel vergönnt, als Oberbürger-

Romanik und Gotik

Von Otto Flake

Von uns aus gesehen, rücken beide Stile zusammen: sie gehören dem Mittelalter an, einer Epoche, die wir gemeinhin als vergangenes, erledigt, fremd empfinden. Gemeinhin war ihnen eine Gläubigkeit, die wir als führendes Prinzip nicht mehr kennen, im Barock ereignete sie sich zum letzten Male.

Beschäftigt man sich mit Romanik und Gotik angelegentlich, so treten sie auseinander, und der Unterschied sind so viele, sowohl technisch wie stimmungsmäßig, daß der bequeme Begriff der stetigen Differenzierung versagt. Die Einheit, die auf weite Entfernung festzuweisen schien, wird problematisch für den nahen Blick.

Differenziert ist der Chor von Cluny im höchsten Maße, man könnte den Bau noch reicher ausgestalten, indem man in immer kleineren Verhältnissen eckige Körper ansetzte, es käme aber niemals eine dem Gotischen ähnliche Struktur zustande, sagt Willi Drost in seiner Untersuchung über „Romanische und gotische Baukunst“, einem ungemein anregenden Bändchen, das in der Akademischen Verlagsgesellschaft, Potsdam, erschien.

Wir haben es hier also mit einer Arbeit zu tun, die mehr der Verschiedenheit als der Einheit der zwei Bauweisen nachgeht. Der Laie neigt zur Synthese, der Fachmann verhilft der Analyse zu ihrem Recht. Dem Leser bleibt es unbenommen, den Ausgleich zu vollziehen. Er wird Drost für seine scharfsinnigen Darlegungen dankbar sein.

Daß Romanik und Gotik verwandt sind, daß sie in einer Beziehung stehen, vergibt auch Drost keinen Augenblick. Er ist Danziger wie einst Schnaase; gleich diesem ordnet er die Kunst in die Gesamtkultur ein, was in unserem Fall bedeutet, daß er dem Zusammenhang des mittelalterlichen Baustils mit der Scholastik nachgeht.

Es ist dies ein spekulatives Beginnen, und die damit verbundenen Gefahren soll man nicht übersehen. Wer Kunstgeschichte vorträgt, gerät leicht in den sogenannten Damenvortrag; der weit mehr auf die seelischen und geistigen Perspektiven als auf die Grundrisse, die konstruktiven Aufgaben, die technischen Probleme sein Augenmerk richtet. Etwas Einfühlungsvermögen, ein Schuß dialektischer Begabung und die Kunst der Paraphrase ergeben schwingungsvolle Deutungen, die im Allgemeinen steckenbleiben und der Nüchternheit, der Sachlichkeit, der Genauigkeit ermangeln.

Gleichwohl bleibt es wahr, daß uns an Kunstleistungen der Vergangenheit nur anspricht, was wir noch unmittelbar

bar erfassen können, und das sind zuletzt doch die Seelenlage, der Geist einer Zeit. Als Goethe — man lese seinen Aufsatz von 1771 nach — sich dem Straßburger Münster mit allen Vorurteilen des Jahrhunderts nahe und Gotisch für dasselbe wie Barbarisch, Kraus, Verworren hielt, wartete auf ihn ein unvermutetes Erlebnis: er entdeckte mit jungen Augen die Schönheit dieses, Stils, will sagen die auch ihm innewohnende Energie, Klarheit, Gestaltungskraft. Daß er den Irrtum beging, die Gotik als ein reines Erzeugnis des deutschen Geistes anzusehen, ist unwichtig angesichts des Mutes, den Geist der Sache aufzunehmen. Den Irrtum hat man längst richtiggestellt. Vom Geist der Gotik zu reden, bleibt das Recht des Enthusiasten und wird dem, der sich um tatsächliche Einheiten bemüht, noch immer zur Pflicht.

Der Fall liegt, was Gotik und Romanik betrifft, insofern besonders günstig, als damals der europäische Geist als solcher erstmalig in Erscheinung trat: spezifisch, intensiv und stürmisch. Völker, die es im Altertum noch nicht gab, hatten sich gebildet, dem Zusammenreffen ihres Lebenswillens mit dem Christentum entsprang ein neues Weltbild, das nun auf Selbstdarstellung drängte — ein elementares Ereignis ersten Ranges, das zu bis dahin unbekannteren Formen der Gesellschaft, der Siedlung, des kulturellen Verhaltens führte.

Es ist das theokratische Weltbild, das einen eigentümlichen Logos hat und ihm seine Geschlossenheit, dieser wieder seine bis zur Hysterie gesteigerte Stobkraft verdankt.

Wenn zwischen Romanik und Gotik eine Zäsur besteht und beide in inniger Verbindung mit dem Geist der Theokratie stehen, muß sich die Zäsur auch bei diesem nachweisen lassen. Das ist die These, auf der Willi Drost seine Arbeit aufbaut. Der Untertitel lautet folgerichtig: „Der Wandel des mittelalterlichen Denkens und Gestaltens.“ Er bringt die Romanik mit der Vorscholastik, die Gotik mit der Hochscholastik zusammen, die ihrerseits mehr und mehr dem sogenannten Nominalismus Rechte einräumt und damit moderne Problemstellungen vorbereitet. Insbesondere die Frage nach dem Wesen der Kausalität.

Doch muß man sich der größten Vorsicht befleißigen und tut gut, nicht zu vergessen, daß dem Mittelalter der Begriff der Entwicklung, biologisch verstanden, völlig fremd geblieben ist. Auch die Hochscholastiker waren Metaphysiker; außer allem Zweifel stand ihnen die Idee

schwierigen Fragenkomplexes. Denn das Sein steht philosophisch in einem Gegensatz zum Werden. Es ist der Grund, dem das Errechnende, das Gestaltete, das Vereinzelte und Individuelle als Wirkung entspringt — ein Zusammenhang, den wir nie ganz bewältigen.

Vernünftend steht der Begriff der Intensität zur Verfügung. Glaubt man an ein Sein, so ist die Schöpfung das Produkt einer ungeheuren, dem Sein oder dem Absoluten innewohnenden Intensität. Ihr können wir uns mit rationalen Vorstellungen nähern, wir brauchen statt Intensität nur Energie zu sagen.

Unter dem Gesichtspunkt der Intensität ist die Romanik die Phase, in der das Sein noch stärker ins Auge gefaßt wird als das Werden. Die Seinsidee senkt sich wie ein Block in die Gemüter, und was die Menschen bauen, bringt ihn mit seiner Wucht, Einfachheit, Geschlossenheit zum Ausdruck.

Aber Wucht, Intensität, Elan, Energie sind nun im Gang gekommen, mit der zu gestaltenden Welt in Beziehung gesetzt; des Darstellens, Formens, Differenzierens ist kein Ende mehr. Die Geschlossenheit der Romanik wird gesprengt, ein Strom der Schaffenslust ergießt sich aus ihr; die Dimension der Höhe tritt hinzu; der für die Romanik charakteristische Aspekt der bändigenden Strenge des zusammenhaltenden Maßes geht über in den des maßlosen Wollens, so auch in den der stürmischen Fülle, der Lust am Einzelnen, die oft naturalistisch wirkt. Zu dieser Zeit brechen die Heere zur Begegnung mit den Ungläubigen auf, bauen die Bürger ihre Städte, gliedert sich die europäische Gesellschaft und geht ein gewaltiger Auftrieb durch die Länder — der formende, das Selbstbewußtsein stärkende, den Individualismus vorbereitende Auftrieb.

Man sieht das Gemeinname: es ist der Schwung des religiös gesammelten Menschen, der festen Boden unter den Füßen und einen festen Blickpunkt für die Orientierung hat. Was den Unterschied betrifft, so findet man ihn in den Objekten, die dieser Schwung heischt. Er entdeckt auch die Welt, erweitert die Arena der Betätigung, verneht die Möglichkeiten des Verhaltens. Noch ist das Weltliche das von Gott angewiesene Arbeitsfeld und bleibt es bis zum Ende der Gotik, bis zum Beginn der Reformation.

Man wird sagen dürfen, daß die Hinwendung zur Weltlichkeit sich in Europa sowohl vom Religiösen wie vom Antiken her vorbereitet hat, und daß die Emanzipation, die um 1500 aktuell wird, zwei Wurzeln besitzt nicht nur einseitig dem Humanismus zugeschrieben werden darf.